

# Abschied in Zeiten des Abstandhaltens

Mit «Herz.Kranz.Gefäss.» wollte die St. Galler Autorin Christine Fischer ein Mutterbuch schreiben. Die Pandemie funkte dazwischen.

Bettina Kugler

In ihrem Leseexemplar steckt eine Kinderzeichnung: ein farbenfroher Gabentisch mit Blumen und Geschenkpaket. «Der lieben Mutter» steht darunter in Schnüerlischrift; man sieht die kindliche Mühe in jedem Bogen, in jedem Verbindungsstrich und Buchstaben. Christine Fischer erinnert sich nicht mehr, wann und zu welcher Gelegenheit sie das Bild gemalt, der Mutter überreicht hat – doch es passt perfekt in den schmalen Band ihrer gerade erschienenen Erzählung «Herz.Kranz.Gefäss.», aus dem sie am 16. September erstmals lesen wird, im Raum für Literatur in der Hauptpost St. Gallen.

Sie lässt darin eine bald siebzehnjährige Frau namens Luise, wach, sinnlich und aktiv im Leben stehend, «sogenannte letzte Dinge» festhalten, ihr Verhältnis zur hochbetagten Mutter aufzeichnen. Das jedenfalls nimmt sich Luise vor und weiss: Es wird zugleich ein Text über sie selbst, die Tochter, werden, sprunghaft zwischen Kindheits-erinnerungen und Momentaufnahmen des eigenen Reife- und Alterungsprozesses tänzelnd. Keine Abrechnung soll es sein, kein Blick zurück im Zorn, auch keine sentimentale Verklärung der Beziehung.

## Sehnsucht nach Nähe, Bedürfnis nach Distanz

«Sie hatte geglaubt, ganz einfach über ihre Mutter schreiben zu können», so beginnt die Tochtergeschichte; sie nimmt schon im ersten Satz vorsorglich Abstand, meidet die allzu grosse Nähe, die durch die Ich-Form entstehen könnte. «Ohne grössere Hindernisse» will Luise Gespräche und erinnenswerte Episoden festhalten, «mit Herz und Verstand». Das Leben freilich, genauer: ein weltumspannendes Geschehen, wird ihr bald Hindernisse in den Weg legen. Die Mutter wird im Pflege-



Fiktives interessiert Christine Fischer immer weniger; lieber hört sie dem Leben zu.

Bild: Ralph Ribi

heim eingesperrt sein, in der Isolation der Welt abhandeln. Zunächst ist die tiefgreifende Erschütterung der Pandemie, die Christine Fischer in ihrem Buch mindestens so reflektiert beschreibt wie die veränderten Familienbeziehungen im Lauf der Jahre, nichts weiter als «ein schwaches Grollen im

Erdinnern». Doch mit dem Crescendo einer Naturgewalt wird daraus ein Zittern und bald «ein Beben, das die Menschen dazu brachte, sich aneinander festzuhalten, um mit der Angst fertigzuwerden». Aus Luises Mutterbuch wird eine persönlich gefärbte Coronachronik, in der alle Ambivalenzen des globalen

Ausnahmestandes aufscheinen: in Luises Nahbereich ebenso wie im grossen Ganzen. Die Frage, wie wir leben wollen und sterben dürfen, schwingt immer mit. Absicht war das nicht; es hat sich so gefügt und die Gewichte beim Schreiben verschoben.

Begonnen hat Christine Fischer mit dem Manuskript im Ja-

«Der erste Lockdown wird jetzt schon mit Nostalgie befrachtet.»

Christine Fischer  
Schriftstellerin

nuar 2020, als kaum einer hierzulande ahnte, dass «die Welle des Unheils» so schnell westwärts schwappen und das Leben so stark verändern würde. «Erst dachte ich, nun könne ich nur noch Tagebuch führen», sagt sie. Die Erfahrung des Lockdowns intensivierte das Nachdenken über letzte und wesentliche Dinge, intensivierte auch die Wahrnehmung von Empfindungen, Körper- und Seelenzuständen – was ja Thema des Mutterbuches sein sollte. Die Zeit dehnte sich: ein Luxus.

In der Natur findet Christine Fischer starke und sinnliche Bilder – für innere wie äussere Prozesse. Wie ihre Figur Luise ging sie täglich im Wald spazieren und machte schon unterwegs Notizen; vieles davon ist in Luises Betrachtungen eingeflossen. «Wenn wir heute über den ersten Lockdown sprechen, ist das bereits mit Nostalgie befrachtet. Alles war so einfach, die Menschen waren nett zueinander. Das erscheint uns jetzt schon sehr fern.» Dass sie die Vergangenheitsform wählt, rückt die Erfahrungen weiter fort, als sie sind, lässt sie schillern zwischen Märchen und Dystopie. Dabei weiss jede wache Zeitgenossin, dass die Autorin hier nichts erfunden hat. «Romanhafter» hatte sie ihr Buch geplant, was

nicht bedeutet, dass sie einen grossen erzählerischen Bogen spannen wollte. «In meinem Alter ist das zu anstrengend; man hat nicht mehr diesen langen Atem beim Schreiben», sagt Christine Fischer.

## Auswählen, aussparen, dem Leben lauschen

Kommt hinzu, dass ihr das Fragmentierte, die «Flashes», näher am Leben erscheinen. Im Bewusstsein wirbeln die Dinge durcheinander, redet der Körper dazwischen, sind die Zeitebenen geschichtet. Wie die Figur Luise hat Christine Fischer komponiert und arrangiert, manches bewusst ausgespart. «Ich bin kein Karl-Ove Knausgård», sagt sie lächelnd, «der in seinen früheren Büchern alles ausgebreitet, sich und sein Umfeld völlig entblösst hat.» Das sei auch eine Frage der Lebensjahre, auf die man zurückblicke: «Als ältere Frau habe ich vieles verarbeitet und bin damit versöhnt. Es muss nicht mehr alles so bluten.»

Die eigene Mutter lebt noch, der Vater ebenso: Er schaffte es, im Alter von 102 Jahren, aus der Coronakrise heraus zurück ins Leben zu finden; die Mutter blieb im inneren Lockdown zurück. Von Sterbenden hört Christine Fischer in Gesprächen auf der Palliativstation oft sehr bewegende Geschichten, komplexer als Romane. «Fiktives interessiert mich inzwischen immer weniger», sagt sie, «stattdessen eher, was das Leben macht. Wie Menschen davon erzählen, sich dabei weiterentwickeln, noch bis zum Ende.» Sie hält kurz inne, lacht. «Gell, jetzt töne ich wie ein Pfarrer!» Ihr Buch predigt nicht: Es liebkost das Leben, indem es sich nah heranwagt an das Sterben.

## Hinweis:

Christine Fischer: Herz.Kranz.Gefäss. Orte, 184 S., Fr. 26.– Buchpremiere 16.9., 18 Uhr, Raum für Literatur. Es besteht Covid-Zertifikatspflicht.